

Nizza und seine Umgebung.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

In Nizza geht es mir wie dem Engländer bei Wilhelm Busch:

Schön ist es auch anderswo,
Und hier bin ich sowieso.

So schön es in der Stadt selbst ist; unter den Palmen der Anlagen, am Quai du Midi und auf der Promenade des Anglais; in den breiten sauberen Straßen, Anlagen und Gärten der neueren, wie in den an Genoa und Neapel erinnernden engen und steilen Treppengässchen der alten Stadt; am Hafen, wo die ungeheure Nacht Vandalis, so groß wie ein sehr stattlicher Passagierdampfer des Atlantischen Ozeans, die amerikanische Flagge zeigt; am breiten, jetzt nur von einem schmalen Rinnsal durchflossenen Bette des Paillon, worin die Frauen und Mädchen von Nizza ihre Wäsche besorgen; am Strande, wo die Kinder glatte Kiesel auflesen und wo jetzt im Januar das Wasser so warm und einladend aussieht, daß man gleich den starken Mann machen und sich zum Bade entleiden möchte; kurz überall, wohin man kommt und blickt, — trotzdem zieht es ohne Unterlaß in die nähere und fernere Umgebung, und man möchte wie jener Mister Pief nur mit dem Perspektiv am Auge spazieren gehen.

Der erste Spaziergang gilt natürlich dem Meere: man kann stundenlang vom Hafen bis zur Mündung des Var — die dortige Ansehung heißt Kalifornien — Luft wandeln, denn diese herrliche Promenade ist wohl nahezu zehn Kilometer lang. Will man sich noch fernerhin des Anblicks der Küste freuen, so muß man die nach Monaco gehende elektrische Bahn besteigen. Zuerst geht es hinter dem Schloßberg her nach dem alten Hafen, dann um den Monteboron herum an der Bucht von Billefranche hin. Dies ist wohl der entzückendste Ort an der ganzen Küste, und ich wundere mich nicht, daß König Leopold, der sich auf die Gemäße des Lebens verstand, seine Villa hier hingestellt hatte. In Cannes, wo der Großvater und die Eltern der deutschen Kronprinzessin die größte Zeit des Jahres verbrachten, in Cap Martin, wo die Kaiserin Elisabeth den Winter zu verbringen pflegte, ist es gewiß auch schön, aber für meinen Geschmack geht die Bucht von Billefranche und die sie bildende lanagestreckte Halbinsel von St. Jean allen anderen lieblichen Strecken dieser wunderbaren Meeresküste voran. Auf der Halbinsel hatte König Leopold sich das Liebeshaus eingerichtet, wo er den ewigen Frühling seiner bauchhaften Jugend in dem ewigen Frühling dieser herrlichen Landschaft erneute. Auf einem Vorsprung, der landeinwärts leicht vor indistinkten Augen abzuschießen war, legte er einen Paradiesgarten an, aus dessen Mitte ein luftiges weißes Schloßchen aufsteigt, nicht prunkhaft und protzig, sondern in aller Schönheit einfach und beinahe bescheiden, obgleich groß genug, um einen wirklichen König mit allem, was dazu gehört, aufzunehmen. Und rings um die Bai liegen hundert und aber hundert ähnliche große und kleine Villen in großen oder kleinen Gärten. Jeder Vorsprung der Felsen, jede ins Meer hinausragende Klippe ist ausgenutzt und bis hoch in die Berge hinauf haben sich die Wintergäste angesiedelt, wo immer eine Handbreit ausgereicht Erdreich den Bau des Hauses und des Gartens ermöglichten.

Alles dies: die sauberen Villen, die prächtigen Gärten mit ihrem südländlichen Reichtum an satten Grün und farbigen Blumen, die nahen Felsen und die fernen Gebirge, spiegelt sich in dem klaren blauen Meere, und der klarste blaue Himmel lacht darüber im goldenen warmen Sonnenschein. Man braucht weder König zu sein noch siebzig Jahre zu zählen, um in solcher Landschaft den Jungbrunnen zu vermuten, den der spanische Abenteuerer Ponce de Leon in Florida suchte. Die Bucht von Billefranche, die Halbinsel St. Jean und der auf der anderen Seite der Halbinsel gelegene Villenort Beaulieu rufen den Bosphorus in mein Gedächtnis zurück. Hier wie dort das wunderbarste klare blaue Meer, der herrlichste strahlende Himmel, die an die Schilderungen arabischer Märchenzähler erinnernden Schlösser und Gärten. Am Bosphorus sind es jedoch keine steilen und hohen Gebirge, sondern sanfte Hügel, die weit mehr Platz für Villen und Gärten lassen als die schroffen Klippen der Côte d'Azur. Demgemäß sieht man am Bosphorus ausgebreitete Parkanlagen, und ein einziger reicher Mann hat dort für sich allein mehr Gartenland als hier hundert Villenbesitzer zusammen, und wären sie belgische Könige, russische Großfürsten und amerikanische Milliardäre. Inzwischen hat diese Beschränkung ihren eigentümlichen Reiz, und gerade die Noth, die an der Côte d'Azur die Menschen zwingt, ihre Häuser und Gärten dem Meere und den Felsen abzugewinnen, beigetragen

daß sie halb im blauen Wasser schwimmen, halb an den schroffen Felsen kleben, trägt das allermeiste zu der Lieblichkeit des Bildes bei.

Ganz ähnlich zieht sich die Küste weiter um das Cap d'Il herum nach Monaco, weiterhin nach Cap Martin und Mentone. Hier weiter beschreiben wollen, hieße sich ohne Unterlaß wiederholen, und Monaco und Monte Carlo werden wir außerdem für einen besonderen Besuch aufsparen müssen. Ueberall ist es über die Meeresküste schön und schön, — und nirgends möchte ich wohnen, nachdem ich mir die schönsten Plätze für meine Seifenblasenvilla ausgesucht habe. Es ist ein wahres Glück, daß diese Gegend auch ihre unleidlichen Fehler hat, denn sonst müßte man sich den Bart austauschen aus Wuth und Verzweiflung, weil man nicht den nötigen Geldbeutel für die Wintervilla hat. Ich möchte hier nicht wohnen, weil die ganze Küste von den Automobilen verpestet ist. Man müßte sich in sein Handbreit Gärten einschließen und nie auf die Straße treten, denn die Straße gehört ausschließlich den Automobilen. Nun ist aber zwischen Gebirge und Meer überhaupt kein Raum, und selbst die Straße müßte fast auf der ganzen Strecke dem Felsen abgewonnen werden, hier und da sogar als Tunnel; man lebt also entweder am Fels über den Automobilen, oder man muß sich unter ihnen zwischen Meer und Straße zwängen. Wohnt man oben, so kann man sich zum Bergsteiger ausbilden und die schroffen Felsen erklimmen; wohnt man unten, so ist ein amphibisches Felsenleben angezogen. Aber wenn ich Gebirge und Meer auf diese Weise nicht beisammen habe, möchte ich mich beider erfreuen, ohne beim Uebergang von einem zum andern lästigen Staube, üblem Gestank und obendrein der Gefahr der Zermalmung ausgesetzt zu sein. Vielleicht überstreibe ich diesen dunklen Punkt der Côte d'Azur. Das geschieht dann in der freundlichen Absicht, mich und andere zu trösten: nun beschaue ich schon beinahe mit Schadenfreude die Villen und Gärten der Wintergäste und denke mitteilig: Armer Teufel, was muß der von den Automobilen leiden! Oder ich knurre grimmig: Geschlecht dem Reel recht, daß er das schöne Haus mit dem herrlichen Garten hat, wo ihm das Dasein von den Automobilen verbittert wird! Und so werde ich schließlich doch ohne Reiz auf's Beste mit meinem Lose zufrieden von der Côte d'Azur Abschied nehmen.

Noch einen andern Fehler hat die Côte d'Azur: die Leute, die sich hier angesiedelt haben, sind „neue Reiche“ und haben das Bedürfnis, ihren Besitz zu sichern. Ueberall kann man die Beobachtung machen, daß die alte Aristokratie weit generöser und verständiger ist, als die neue Plutokratie. In meiner Heimath konnte man nach Herzenslust auf den Felsen herumklettern und im Walde herumlaufen, so lange der Rheingraben den abgigen Erben des alten Geschlechtes gehörte. Seit der Besitz in die Hände eines emporgekommenen Finanzbarons gerathen ist, wandert man auf den wenigen noch zugänglichen Wegen zwischen Warnungstafel und Stachelbüschel, und der größte Theil des Gebiets ist ganz und gar abgesperrt. Das alte Wortlein „noblesse oblige“ hatte wirklich eine Bedeutung bei der wirklichen Aristokratie, existirt aber gänzlich für die neuen Emporkömmlinge. An der Côte d'Azur zeigt sich das in der unangenehmsten Art. Auf der wunderschönen Halbinsel St. Jean kann man auf der rundum wohl fünfzehn oder gar zwanzig Kilometer langen Küste sozusagen überhaupt nicht an's Meer kommen, denn die Eigentümer haben alles abgesperrt, nicht nur mit Drahtzäunen, sondern mit drei Meter hohen Mauern, sodas man stundenlang zwischen solchen Steinwänden hinarbeitet, gerade wie in einer Dorfstraße oder in einem Hofweg. Und oben im Gebirge ist es kaum besser: Da haben diese Eigenthumsfanatiker ganze Berge, die weiter nichts als Felswästen mit spärlichem Baumwuchs, ummauert oder eingezäunt, und dem Spaziergänger bleibt nichts als die Landstraße, die aber, wie schon gesagt, das ausschließliche Eigenthum der Automobilen ist.

Dieses Bild ist etwas zu schwarz gemalt, es giebt noch Stellen, wo man an das Meer und in das Waldgebüsch kommen kann. Aber wenn die Eroberung der Côte d'Azur durch das internationale Parvenü- und Progentum so weiter schreitet, wird in zehn Jahren oder höchstens zwanzig Jahren die ganze französische Riviera thatsächlich abgemauert und unzugänglich sein, und diejenigen Hotels, welche ihren Gästen den Blick über oder gar den Zutritt an das Meer oder in den Wald verbürgen, werden dafür fünf Franken täglich in Rechnung setzen. In Nizza selbst ist es noch am erträglichsten, hier und in Cannes hat die Stadt die Villenbesitzer und Gastwirthe nicht unmittelbar an das Meer gelassen, sondern schöne, viele Kilometer lange Prome-

naden ziehen sich am Gestade hin. Und auch auf die nächsten Berge kann man genügende Spaziergänge machen.

Der erste führt auf den Schloßberg, der sich als steiler Felswürfel zwischen dem Hafen und der Stadt aufbaut. An ihn lehnt sich die alte Stadt an, die mit ihren engen und steilen Treppengässchen bis zur Mitte des Hügels hinantritt und durch den Paillon vor der neuen Stadt geschieden wird. Oben ist landeinwärts ein wunderschöner Friedhof, wo außer der Gattin Garibaldi's auch Gambetta und Alexander Herzen begraben sind. Die hier bestatteten Fremden sind sehr zahlreich und von den Grabsteinen kann man lernen, daß Nizza schon seit mehr als sechzig Jahren der Winteraufenthalt der Engländer, Russen und Deutschen ist. Heute sollen die letzteren die Mehrzahl sein, indessen sieht man doch ebenso viele russische und weit mehr englische als deutsche Aufschriften an Gebäuden und Gasthäusern. Das mag mit der überall in Frankreich bemerkbaren Furcht der Deutschen, ihre Nationalität zu zeigen, zusammenhängen, die allerdings an der Côte d'Azur nicht die allergeringste Existenzberechtigung hat. Wenn irgendwo aus französischen Boden, darf sich hier die deutsche Sprache und die deutsche Fahne ruhig zeigen, und die hiesigen deutschen Hoteliers hätten durchaus nicht nötig, ihren Häusern englische Namen zu geben und neben der französischen Tricolore das Sternenbanner und den englischen Union Jack aufzubringen, während sie die deutsche Fahne sorgfältig verhehlen.

Von der zwischen den Trümmern der alten Burg errichteten Terrasse hat man eine herrliche Aussicht über die alte und neue Stadt und das Gebirge bis nach dem Vorgebirge von Antibes hin. Im Halbkreis umschließen die schneeigen Berge die Stadt, und in der Ferne zeigen sich die leuchtenden Schneegipfel der Alpen. Demwärts hemmt der Mont Boron mit der alten Festung Mont Alban den Blick. Da oben habe ich mich töstlich amüßigt, indem ich Chasseurs alpins zuschaute, wie sie sich im Kleinkrieg übten. So langweilig das wie ein Uhrwerk geregelte mechanische Exerziren im Kasernenhof ist, so amüßig sind die Übungen der Alpenjäger. Die Leute machen das natürlich genau so wie wir Jungen, wenn wir Indianer Pfadfinder oder Räuber und Gendarmen vorstellten. Sie kriechen auf allen Vieren an den Felsen heran, verstecken sich hinter Felsen und Büschen und haben auch selber einen Spaß an diesem Treiben, daß ihre Freude ganz anstehend wirkt und man gleich mitmachen möchte. Noch niemals ist mir eine solche Lust beim Zuschauen irgend welcher anderen militärischen Übungen gekommen. Bei den Alpenjägern des Mont Boron aber könnte ich ein enthusiastischer Militärist werden.

Was übrigens die Festungen und Soldaten anbelangt, das ganze Land ist voll davon; alle Bergespitzen sind durch starke Forts vertheidigt, und gute Straßen führen da hinauf. Man hat auf beiden Seiten der Grenze ungeheure Summen für diese Werke ausgegeben und fährt immer noch fort in der kostspieligen Arbeit. Gewaltige Mauern und Wälle trönen die unzugänglichen Gipfel, schöne Straßen sind durch die Felsen gebrochen worden, und man denkt, das der Dreißiger den Franzosen wie den Italienern ein schönes Geld gekostet hat. Auch könnte man schöne Gedanken haben über die Nutzlosigkeit dieser Ausgaben und über die weit bessere Verwendung, die man dem Gelde geben könnte, aber solche Gedanken kann man überall in Europa haben, und dazu bin ich nicht an die Côte d'Azur gekommen. Die Palmen und Rosen, der Sonnenschein und das blaue Meer interessieren mich mehr.

So gut wie verheirathet.

Ein Wittner in Philadelphia hatte sich schon seit langem bemüht, eine Dame seiner Bekanntschaft zur Ehe zu bewegen, doch begnugte er mit seinen Liebesbetheuerungen einer solchen Gleichgültigkeit, daß er schließlich seine Zuflucht bei einem Arzt suchte, der auch Hausarzt bei der betreffenden Dame war. Nach einigen Sträuben verpackt ihn dieser endlich, sein möglichstes zu thun.

Als er bald darauf die Dame besuchte, kam er sofort auf den beregten Punkt zu sprechen. „Haben Sie nie daran gedacht, sich zu verheirathen? Ein Mann würde Ihnen doch ein willkommener Schutz sein“, bemerkte er. „Verheirathen?“ sprach die Dame lächelnd. „Ich bin schon so gut wie verheirathet, denn ich habe drei Haushälter, die zusammen mit den Gatten vollkommen ersehen. Ich habe einen Hund, der den ganzen Morgen brummt und läßt, einen Papagei, der den ganzen Nachmittag verspricht, und eine Katze, die keine Nacht zu Hause ist.“

„Papa Tam“.

(Der Namelut des großen Kaisers.)

Noch heutigen Tages sieht man in Paris nicht selten in den offenen Auslagen der Händler mit alten Büchern und Bildern einen merkwürdigen Stuch, der Napoleon Bonaparte als ersten Konsul darstellt. Er ist nach einer Zeichnung von J. Bay angefertigt, die in einem Augenblicke entstand, da man der Verleumdung George Caboudals eben auf die Spur gekommen war und das Leben Napoleons von seinen Feinden ernsthaft bedroht schien. Der Stuch zeigt den Konsul auf einer Fahrt durch die Straßen von Paris. Er sitzt in einem vollständig geschlossenen Wagen, den sechs eilende Pferde ziehen. Ein Schwarm von galoppirenden Keitern umgibt ihn, phantastischen Gestalten in orientalischer Tracht, mit Turbanen auf dem Haupte, bunten, reichgeschmückten Joden und weiten Pluderhosen, rollenden Augen und martialischen Schnurrärten. Sie schwingen trumme Säbel in den Fäusten und in ihren breiten Gurtschärpen stecken Revolver und Dolche. So traufert der unheimliche Zug vorüber und mit Erstaunen und mit Grauen sehn die friedlichen Bürger ihn nach. Napoleon hatte diese Leibgarde aus Ägypten mitgebracht. Sie bestand aus Griechen, Kopten, Syrern und Maltesern und war ihm mit Leib und Seele ergeben. Bald umgab sie ein Krang von Legenden und man erzählte Furchterliches von ihrer Grausamkeit und Wildheit. Dabei waren es meist durchaus friedliche und biedere Menschenkinder, eher ein wenig schlaff und indolent als unternehmungslustig und kriegerisch. Das galt im Grunde, auch von dem Nameluten Ruffam, der am Tage und bei Nacht fast keinen Augenblick lang von der Seite Napoleons wich und daher bald eine populäre und umschmeiçelte Persönlichkeit wurde. In dem soeben erwähnten vierten Bande seines verdienstvollen und interessanten Wertes „Vielles maisons vier papiers“ erzählt G. Lenotre, der unermüdlich fleißige Pariser Geschichtsforscher, den Lebensgang dieses Leibwächters des größten Kriegshelden der neuern Zeit.

Ruffam hat seine erste Begegnung mit Napoleon selbst geschildert. Sie geschah in Kairo. Aus Georgien gebürtig war Ruffam fünfmal als Sklave verkauft und schließlich nach allerlei Abenteuern nach Ägypten verschlagen worden. Der General Bonaparte suchte eingeborene Führer und so brachte man ihm auch Ruffam. „Das eraste, was er that“, so berichtet Ruffam, „ist, daß er mich an den Ohren zieht. Er sagt, ob ich reiten kann. Ich sage ihm: ja. Dann fragt er mich, ob ich ordentlich mit dem Säbel hauen kann. Ich sage ihm: Ja, ich habe sogar mehrere Araber mit dem Säbel erschlagen.“ Ich zeige ihm eine Wunde auf meiner Hand. Er sagt: „Schön. Wie heißt Du?“ Ich sage ihm: „Nahia“. Er sagt: „Das ist ja ein türkischer Name. Wie heißt Du in Georgien?“ Ich sagte ihm: „Ich heiße Ruffam-Ruffam“. — „Ich will nicht, daß Du Dich mit Deinem türkischen Namen nennst. Du sollst Dich Ruffam nennen“. Dann ging er in sein Zimmer, brachte mir einen damaszirten Säbel, an dessen Griff sechs große Diamanten waren, und ein Paar goldverzierte Pistolen. Er sagte zu mir: „Hier, das ist für Dich! Ich gebe Dir das und werde für Dich sorgen“. Schon am Abend dieses Tages bediente Ruffam Napoleon beim Essen und Nachts schlief er auf seiner Schwelle. Napoleons Wohl war auf ihn gefallen, weil er sich durch sein stilles, kräftiges Aeußere, seine regelmäßigen Züge und den stolzen Ausdruck seines Antlitzes von seinen Gefährten vorthelhaft unterschied. Er hing an seinem Gebieter mit der Treue einer Kullboge und würde jeden zerrissen haben, der die Hand gegen ihn erhoben hätte. Daß er damit eine Art von historischer Mission erfüllte, dafür besaß er nicht das leiseste Gefühl. War es nicht natürlich, daß er den Mann schätzte, dem er ein ne erhofftes Wohlleben, gutes Essen und was er noch höher schätzte — reichliches Trinken, schöne Kleider und viel Geld verdankte? Zu seiner Kaiserkrönung läßt Napoleon ihm Gehälter anfertigen, die 9000 Franks kosten, und so leitete er in dem Zuge mit, der sich von den Tuilerien nach der Kirche von Notre-Dame bewegt. Alle haben ihn bewundert, jeder Fremde, der nach Paris kommt, sucht ihn auf und sein Bild ist in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Die kaiserliche Familie verwöhnt ihn, Josephine hört seine Klagen geduldig an, — und er hat viel zu klagen, denn er ist empfindlich und glaubt sich leicht zurüdgelegt. Gerath er in Streit, so nimmt Napoleon stets für ihn Partei. Einmal hat ein Lakai ihn einen Sklaven geschimpft, und wie er sich darüber beschwert, erwidert der Kaiser ihm zornig: „Einen Sklaven hast

Du Dich schelten lassen? Hastest Du denn keinen Dold bei Dir?“ Sanfter legt er dann hinzu: „Oder wienigstens einen Stod? Einen Sklaven! Bin ich ein Bey oder ein Pascha?“ Er überhäuft ihn mit Geschenken. Als Büchsenspanner erhält Ruffam 2400 Franks jährlich. Daneben bezieht er eine lebenslängliche Pension von 1200 Franks, die später verdoppelt und fast verdreifacht wird. Die Geschenke, die der Kaiser ihm außer der Reiche macht, sind selbst nach heutigen Begriffen sehr bedeutend und betragen zu Neujahr gewöhnlich 5000 oder 6000 Fr. Eines Abends spielt der Kaiser Bingt-et-un und gewinnt. Er läßt Ruffam rufen und der Leibwächter erscheint im Salon, die rechte Hand am Turban, die linke am Säbelgriffe. Napoleon spricht: „Da, nimm meinen Gewinn!“ und wirft ihm eine Hand voll Gold, 600 Franks, zu. Das gleiche wiederholt sich am nächsten Abend und am übernächsten sind es sogar 700 Franks. Ist der Kaiser ohne ihn verzeiht, so verzehrt sich Ruffam vor Sehnsucht nach ihm. Dann läßt ihn wohl die Königin Hortense, Napoleons schöne Stieftochter, kommen, malt ihn und singt ihm kleine Lieder vor, als er einzuschlummern beginnt.

Im Jahre 1806 verliebte sich Ruffam in das Fräulein Alexandrine Douville, die Tochter eines Kammerdieners der Kaiserin Josephine. Aber der Heirath stellten sich Schwierigkeiten entgegen, da Ruffam nicht katholisch war und keine Ausweispatente hatte. Napoleon beseitigte sie mit einem Nachwort, unterzeichnete selbst den Ehekontrakt und bezahlte das Hochzeitsmahl. So viel Glück und Glanz konnte Ruffam auf die Dauer, auch körperlich, nicht vertragen. Er wurde bequem und er wurde fett. Als Napoleon abgedankt hatte, entfernte er sich heimlich von Fontainebleau, um ihm nicht nach Etba folgen zu müssen, und wie er sich während der hundert Tage melden ließ, wollte Napoleon „den Feigling“ nicht sehen und seinen Namen nicht hören. Und nun wird aus dem grimmigen Leibwächter ein behäbiger französischer Rentier. Anfangs überwacht ihn die Polizei des wiederhergestellten Königthums etwas mißtrauisch, besonders, weil er mehrmals geheimnißvolle Reisen nach England unternimmt. Doch dann stellt sich heraus, daß Ruffam sich dort — auf Jahrmärkten für Geld sehen läßt, und fortan bleibt er unbeschäftigt. Um das Jahr 1825 läßt er sich in dem städtischen Dourdam, sechs Poststunden von Paris, mit Frau und Kind und mit seinen Schwiegereltern nieder. Hier rechnet man ihn, seines Wohlstandes wegen, bald zu den Honoratioren und die Kinder geben dem immer rüchlicher und schwerfälliger werdenden gemüthlichen alten Herrn den Spitznamen „Papa Tam“.

„Papa Tam“ starb am 7. Dezember 1845 im Alter von 64 Jahren. Auf dem Kirchhofe von Dourdam ist noch jetzt sein Grab zu sehen. Eine abgebrochene gothische Säule steht darauf und trägt die Worte: „Hier liegt Ruffam Raza, ehemaliger Namelut des Kaisers Napoleon, geboren zu Tiflis in Georgien“.

Gerichtsreformen in England.

Mit dem neuen Jahre ist in England die Einrichtung der Jugendgerichte in Wirksamkeit getreten. Am 4. d. M. fanden bei sechs von den vierzehn Londoner Polizei-Verichten kurze Nachmittags-Sitzungen statt, in denen zum ersten Male nach dem Gesetz von 1908 Kinder bis zu sechzehn Jahren allein, ohne Berührung mit der sonstigen Kundschaft der Polizeigerichte, vorgeführt wurden. Der Ort der Verhandlung war auch nicht der gewöhnliche Sitzungssaal mit dem „Dud“, dem in der Mitte des Saales errichteten hohen Angeklagtenstand, sondern der Raum, wo der Richter für gewöhnlich Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu erledigen pflegt, von denen übrigens auch in diesen neuen Sitzungen eine Sitzung, die Erlaubniß für Verwendung von Kindern bei Schaustellungen behandelt wird. Die Sitzungen der Jugendgerichte sind nicht öffentlich; nur die Presse ist zugelassen. Es sind vorläufig bei einzelnen Polizeigerichten zwei Nachmittage in der Woche für das Jugend-Gericht angelegt. Der Richter braucht das Gesetz gar nicht anzuwenden, sondern hat so gut wie ganz freies Ermessen. Es handelt sich am ersten Tage zufällig um ganz geringfügige Sachen, die noch vor sechzig oder siebzig Jahren schwer geahndet worden wären, jetzt aber in der Regel mit einem Verweis erledigt werden.

Eine andere kleine Reform, die auch mit dem neuen Jahre in Kraft getreten ist, hat dem Publikum, das mit den Gerichten zu thun hat, eine begriffliche Genugthuung bereitet. Es ist die Befreiung von der gesundheitswidrigen Vorschrift, bei der Eidesleistung das Neue Testament küssen zu

müssen. Der Gesetzesentwurf hatte vorgesehen, daß das Testament gar nicht mehr benutzt, die Eidesleistung vielmehr unter Erhebung der rechten Hand geschähen sollte, das Oberhaus hat jedoch durchgesetzt, daß das Buch dabei in die Höhe zu halten ist. Uebrigens können solche, die keine religiöse Formel anerkennen, an Eidesstatt die einfache Betätigung wählen.

Tröstlich.

Patient: „Denken Sie, daß Sie mir wirklich helfen können, Herr Doktor?“

Arzt: „Kein Zweifel, mein Lieber! Gerade mit dieser Krankheitserscheinung bin ich ganz vertraut. Ich behandle nämlich einen Patienten, der genau dasselbe Leiden hat wie Sie, schon fast zwanzig Jahren!“

Günstiger Umstand.

Erbe: „Das trifft sich ja ausgezeichnet: ich habe gerade zum Begräbniß meiner Erbante einen solchen Schnupfen, daß mir die Augen fortwährend tränen!“

Unbeschäftigte Beladigung.

Arzt: „Der Zustand Ihrer Frau ist so bedenklich, Herr Huber, daß es mir lieb wäre, wenn Sie noch einen Spezialisten beiziehen würden.“

Huber: „Sehen Sie, Herr Doktor, da hab' ich doch wieder einmal recht. Schon lange rede ich meiner Sophie zu, sie möge einen ordentlichen Arzt fragen — aber sie hat immer gemeint, es tömmt' Sie verdrücken!“

Recht angucken.

Fremder: „Welchen Barbier können Sie mir hier wohl empfehlen?“

Einheimischer: „s kommt d'rauf an: wollen Sie zum Rasiren, Haarschneiden oder Zahnziehen? Rasiren thut der Müller am schlechtesten, Haarschneiden der Meier, und zum Zahnziehen möcht' ich Ihnen keinen von beiden empfehlen!“

Er weiß sich zu helfen.

Der geizige Schulzenbauer: „Geld wollt' Ihr doch nicht für den Weg nehmen, Michel; aber frühstückt ordentlich, dahier ist Brot und Butter!“

Michel: „Ach, die scheene Magenwurst! Die soll ich anschneiden?“

Schulzenbauer: „Freilich sollst du sie anschneiden.“

Michel: „Wo ich will?“

Schulzenbauer: „Natürlich darfst du sie anschneiden, wo du willst.“

Michel: „Na, da dank' ich scheene! — Da will ich sie derbeeme anschneiden!“

Streng.

„Dent dir, er hatte die Frechheit, mich zu küssen!“

„Du warst natürlich sehr empört?“

„Ja — jedesmal!“

„Om, hm, da habe ich ja gar keinen Knoten im Taschentuch; da habe ich sicher vergessen, etwas zu vergessen.“

Unbeschäftigte Beladigung.



Arzt: „Der Zustand Ihrer Frau ist so bedenklich, Herr Huber, daß es mir lieb wäre, wenn Sie noch einen Spezialisten beiziehen würden.“

Huber: „Sehen Sie, Herr Doktor, da hab' ich doch wieder einmal recht. Schon lange rede ich meiner Sophie zu, sie möge einen ordentlichen Arzt fragen — aber sie hat immer gemeint, es tömmt' Sie verdrücken!“

Die höhere Tochter.



Achtung (zum Hausarzte): „Wenn die Eier frisch bleiben sollen, und' Nat, müssen f an einen kühlen Ort gelegt werden!“

„Wie könnte man das aber nur der Gemme beibringen?“